

Leo Remschnigg

Schule: BG/BRG/BORG Graz-Liebenau (HIB Liebenau)

Lehrperson: Mag. Barbara Carstanjen

Thema 1

Wie? Ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes? Oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen?

Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung, Sprüche und Pfeile Nr. 7

Die Rückgabe des Sinns: Weshalb der Mensch keinen göttlichen Autor braucht

Nietzsches Frage, ob der Mensch ein Fehlgriff Gottes oder Gott ein Fehlgriff des Menschen sei, wirkt zunächst wie ein ironisches Paradoxon, doch sie trifft einen Punkt, den sich die Religionsgeschichte nur ungern eingesteht: Nicht die Existenz Gottes ist das Rätsel, sondern die erstaunliche Bereitschaft des Menschen, sich selbst zu unterschätzen. Der Gedanke, ein göttliches Wesen habe den Menschen erschaffen, setzt voraus, dass irgendeine höhere Instanz Interesse an einer biologisch labilen Primatenart gehabt habe, die erst seit einem Wimpernschlag der Erdgeschichte aufrecht geht und deren Gehirn hauptsächlich damit beschäftigt ist, Bedeutung in ein Universum hineinzulesen, das offenkundig keines ihrer Anliegen teilt. Der Fehlgriff liegt daher weniger bei einem hypothetischen Gott, sondern vielmehr in der menschlichen Interpretation seiner eigenen Herkunft.

Gerade aus wissenschaftlicher Perspektive erscheint der Gedanke eines göttlichen Plans absurd präzise für eine Welt, die in Wahrheit ein chaotisches Zusammenspiel aus Evolution, Zufall und Naturgesetz ist. Wenn es einen göttlichen Plan gäbe, dann müsste man ernüchtert feststellen, dass dieser Plan außergewöhnlich verschwenderisch, brutal und ineffizient ist: Milliarden von Jahren unbewusster kosmischer Prozesse, unvorstellbare Mengen an toter Materie, unzählige ausgestorbene Arten, um am Ende einen Menschen hervorzubringen, der sich moralisch an einer göttlichen Instanz orientieren möchte, die ihm in keiner Weise nachweisbar ist. Wenn das tatsächlich der Plan eines allwissenden Wesens wäre, dann müsste man aus wissenschaftlicher Perspektive sagen: Der Plan war gewaltig misslungen.

Doch die Debatte darf nicht bei einem pauschalen „Widerspruch“ zwischen Wissenschaft und Religion stehenbleiben. Philosophen von Aristoteles über Thomas von Aquin bis hin zu Kant haben ernsthafte Versuche unternommen, die Existenz eines höchsten Prinzips aus der Vernunft abzuleiten, sei es durch die Idee eines „unbewegten Bewegers“ (Aristoteles), die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Natur hervorheben oder „ontologische“ Konstruktionen, die das Dasein eines notwendigen Seins rein mit diesem Satz begründen wollen: „Dass Gott schon allein deshalb existieren *muss*, weil sein Wesen gar nichts anderes zulässt.“ Diese rationalen Entwürfe sind nicht per se irrational: Sie sind philosophische Antworten auf die Frage nach Ursache, Sinn und Ursprung. Allerdings zeigen sowohl die historische Diskussion als auch das kritische vernunftgesteuerte Nachdenken, dass solche Beweise methodische Grenzen haben: Sie verwechseln häufig verschiedene Ebenen der Erklärung. Wissenschaft erklärt, wie Dinge funktionieren und wie komplexe Strukturen entstehen, klassische Gottesbeweise, die entweder mit der Logik der Notwendigkeit oder mit dem Plan der Natur argumentieren, lösen das Problem der Gottesexistenz nicht auf, sondern ersetzen es nur durch ein neues!

Kant hat diese Verschiebung scharf diagnostiziert, indem er die Ansprüche metaphysischer Beweise auf ihre transzendente Tragfähigkeit hin hinterfragte. Diese Aussage wirkt zwar auf den ersten Blick sehr schwer verständlich, bedeutet aber nichts weiter, als dass er prüfte, ob unser Verstand überhaupt stabil genug gebaut ist, um solche riesigen Fragen ohne in diese Richtung vorrausgehende Erfahrungen zu beantworten. Die Vernunft stößt an ihre Grenzen, wenn sie versucht, ein reines „Sein“ zu beweisen, das jenseits aller möglichen Erfahrung liegt. Das bedeutet nicht, dass philosophische Überlegungen über Gott leer wären, es bedeutet nur, dass die Schlussfolgerungen, die Menschen aus ihnen ziehen, mit „epistemischer Demut“ („Kognitive Begrenztheit“, Kant) zu formulieren sind. Aus eben dieser Demut resultiert die Frage, warum der Mensch dennoch so bereit ist, die Lücke der Unsicherheit mit einer endgültigen Personifizierung des Sinns zu füllen.

Dort tritt das Theodizee-Problem in den Vordergrund: Wenn Gott allmächtig, allwissend und gütig ist, wie lassen sich das offenkundige Leid und das moralische Übel in der Welt erklären? Antworten darauf reichen von der Verteidigung des freien Willens, die das Böse als Preis für echte Autonomie auffasst, bis zu horoskopischen Deutungen, die Leid als „Seelenbildungsprozess“ (Irenäus von Lyon) verstehen. Doch all diese Verteidigungen erweisen sich bei näherem Hinsehen entweder als unvollständig, sie erklären nicht die Ausmaße und die Ungleichheit des Leidens, oder sie verschieben die moralische Last zurück

auf den Menschen, ohne die ursprüngliche Problematik zu entschärfen: Leid bleibt faktisch und beobachtbar (empirisch), und die Vorstellung eines ach so gütigen Urhebers verliert an Plausibilität, wenn solche Konsequenzen in Kauf genommen werden müssen.

Interessant ist, wie Religionen in diesem Kontext häufig die Rolle eines Verteidigers Gottes übernehmen. Menschengeleitete Religionen liefern moralische und soziale Rahmen, die die Vorstellung von Gott stützen und legitimieren; sie interpretieren Leiden, Ordnung und Herkunft so, dass der göttliche Sinn erhalten bleibt. Doch zu unterscheiden ist streng zwischen dem, was Glaubensgemeinschaften leisten, Sinnstiftung, moralische Normen und dem Anspruch, den die Behauptung „Gott existiert objektiv“ erhebt. Religionen verteidigen oft nicht nur den Glauben im Sinne von Hoffnung, sondern den bedingungslosen Glauben selbst als notwendig erscheinende Bedingung für religiösen Trost. Das ist psychologisch verständlich, aber philosophisch problematisch: Die soziale Funktion einer Idee rechtfertigt nicht ihre faktische Richtigkeit.

Hier zeigt sich das zentrale moralpsychologische Argument: Die Erfindung Gottes ist nicht nur ein metaphysisches Erklärungsmodell, sondern oftmals eine gefährliche Strategie, die dem Menschen die Auseinandersetzung mit dem Zufall, dem Tod und der eigenen Verantwortung erspart. Indem Sinn „von oben“ zugeschrieben wird, wird die Pflicht, Sinn „von innen“ zu schaffen, an Gott delegiert. Das ist keine bloße intellektuelle Bequemlichkeit; es ist eine Verweigerung der vollen Tragweite der Freiheit. Der Mensch nimmt damit Sicherheit in Kauf und reduziert zugleich seine eigene Würde vom autonomen Subjekt zum bloßen Objekt.

Dennoch bleibt anzuerkennen, dass Glaube und religiöse Praxis reale Bedürfnisse adressieren. Religion kann trösten, moralische Orientierung stiften und Gemeinschaft ermöglichen. Aber der Anspruch, dass ein solcher Trost zugleich eine wissenschaftliche Gewissheit begründet, ist eine falsche Schlussfolgerung. Verantwortung wird nicht geringer, nur weil man sie einem erfundenen Autor zuschreibt, im Gegenteil: Sie wird nur in dichten Nebel gehüllt. Wenn die Welt keine vorgegebene Handschrift Gottes trägt, dann ist das keine Bedrohung, sondern eine Aufforderung: Die Aufgabe liegt bei uns Menschen, Sinn zu schaffen und Verantwortung zu übernehmen.

Nietzsches Provokation bleibt deswegen relevant, weil sie die selbstverschuldete Unmündigkeit benennt, anstatt den Glauben zu vereinfachen. Erst wenn wir die Versuchung

ablegen, die Bürde des Denkens einen fiktiven Autor übernehmen zu lassen, beginnen wir, wahrhaft erwachsen zu werden. Wissenschaft und Philosophie bieten nun mal nicht die bequemsten Antworten, dafür aber ehrliche, und diese Ehrlichkeit ist Voraussetzung für moralische Reife.

Wenn Gott ein Fehlgriff des Menschen ist, dann ist die Korrektur dieses Fehlgriffs kein Akt der Zerstörung, sondern ein Akt der Befreiung. Es geht nicht darum, Menschen ihre Trostquellen zu nehmen, sondern darum, die intellektuelle Verantwortung zurückzufordern, die der Mensch in dem Moment abgegeben hat, in dem er sich einen göttlichen Urheber zur Erklärung seines Daseins erschuf. Die Welt verlangt nicht nach Übernatürlichem, sondern nach Verantwortungsbereitschaft. Und wer diese Bereitschaft zeigt, der trägt nicht weniger Sinn in sich, im Gegenteil: Er gewinnt ihn, weil er ihn selbst schafft!

Die Frage, ob der Mensch ein Fehlgriff Gottes oder Gott ein Fehlgriff des Menschen sei, entscheidet sich damit eindeutig: Wenn es überhaupt einen Fehlgriff gibt, dann ist es die Erfindung eines Wesens, das uns davor bewahren soll, die Bürde unserer eigenen Freiheit zu akzeptieren. Der Mensch ist kein göttlicher Irrtum, aber Gott könnte sehr wohl der menschliche sein. Nur wenn wir das erkennen, beginnen wir wirklich pflichtbewusst die Verantwortung für unser Denken und Handeln zu übernehmen, und geben uns damit den Sinn zurück, den wir nie verloren, sondern nur abgegeben haben.